

Das Land voll zauberhafter Pracht und märchenhaftem Schimmer durch die eigensten Naturbildungen und machtvollsten Erscheinungen in der Natur, die Schweiz, hat auch einen eigenthümlichen nationalen Gesang, der sich formell und in seiner tonlichen Aeusserung originell charakterisirt gegenüber den Gesängen anderer Bergvölker.

H. Sczadrowsky, 1864¹

Anlässlich meines temporären Stellenwechsels in das Berner Oberland betraute mich Claudia Honegger vor einigen Jahren augenzwinkernd mit der Mission, dem von Georg Simmel 1879 formulierten Problem »An den SAC: Fragen über das Jodeln« mit einer eigenen kleinen empirischen Untersuchung nachzugehen.² Dieser Beitrag dokumentiert die Einlösung dieser Aufgabe – mit all den Irrwegen und (auch unnötigen) Schleifen, die die Verfasserin dieses Beitrages zog.

Rätsel und Irrtümer

Was hatte den zum Zeitpunkt der Veröffentlichung gerade 21jährigen Georg Simmel zu seinen »Fragen über das Jodeln« veranlasst? Noch ist er schlichter Student, ein junger Mann im pulsierenden Leben der Großstadt Berlin, über dessen »äußere Biographie« nur wenig bekannt ist.³ Ist es genau diese großstädtische Existenz, die nach den Ausdrucksformen des hierzu größtmöglichen Kontrastfalls sucht? Oder liegt seinen »Fragen über das Jodeln« eine Ausschreibung des Schweizer Alpenclubs (SAC) zu Grunde, in der die Leserschaft des Jahrbuchs aufgefordert wird, einen mehr oder weniger systematischen Fragenkatalog zum Themenkreis des Jodelns auszuarbeiten? Ein Blick in die vorangehenden Jahrgänge des Jahrbuchs macht diese Hypothese hinfällig.

Der junge Georg Simmel verfasst wohl auf Eigeninitiative hin seine an den Schweizer Alpenclub gerichteten »Fragen über

das Jodeln«, die dann 1879 im Jahrbuch unter der Rubrik »IV. Kleinere Mittheilungen« an achter Stelle nach unter anderem der »Nachlese aus dem Clubleben«⁴ von Dr. Emil Burckhardt, den Ausführungen von Ernst Buss, Pfarrer, zu »Büttlassen und Gspaltenhorn«⁵ oder den Beobachtungen des anonym bleibenden A.H. »Zu J. Müller-Weymann's Ansicht vom Kistenpaß«⁶ abgedruckt werden.

War Georg Simmel über einen Aufsatz von H. Sczadrowsky,⁷ veröffentlicht 1864 im ersten Jahrbuch des SAC, auf seine »Fragen über das Jodeln« gekommen? H. Sczadrowsky hatte in seiner Abhandlung »Nationaler Gesang bei den Alpenbewohnern« nach der kulturspezifischen Ausgestaltung und Bedeutung des Liedgutes insbesondere bei der schweizerischen Bevölkerung gefragt. Ausgehend von der These, dass die dominante Mentalität, »eine sonst tief verborgene Seite, [ihre] Gefühls- und Empfindungswelt«, in den charakteristischen Gesängen ihre Ausdrucksweise finde, skizziert H. Sczadrowsky die Typik dieser Liedgattung.⁸ Der Form nach zerfalle das typische schweizerische Volkslied in zwei Teile: das eigentliche Lied und den Jodler an sich, das »eigenthümliche Kind der Berge.«⁹ Auch wenn entlang der Topographie der Gebirgsgegenden Unterschiede beispielsweise in der Vortragstechnik, im Tempo oder in der Ausgestaltung des Jodlers auszumachen seien, so sei allen Jodlern typischerweise gemeinsam, die höchste zu erreichende Stimmlage zu wählen: »es verhält sich dann beim Singen wie beim Bergsteigen: wer nicht hinauf kommt, bleibt unten.«¹⁰ Die Inhalte des Liedes, führt H. Sczadrowsky weiter aus, entstammten der unmittelbaren Lebenswelt und den darin vollzogenen Alltagspraktiken. Im Gegensatz zu dem deutschen Volkslied, das sich in romantisierender Weise auf eine Märchenwelt und einen als glücklich gedachten Zustand beziehe, »wissen die Bergvölker ihre Lust und Liebe zu ihren Bergen, ihren Alpen, ihren Viehheerden und selbst an das Schrecklich-grossartige der hohen Gebirgswelt nicht genugsam auszuspre-

chen«. ¹¹ Das Typische des schweizerischen Liedgutes liege also in der besonderen Form des Jodlers und den naturalistischen und realitätstüchtigen inhaltlichen Bezügen des Liedes.

Ob Georg Simmel von dieser Abhandlung Kenntnis genommen hatte, ist an dieser Stelle noch nicht zu beantworten. Als gesichert kann jedoch gelten, dass seine »Fragen über das Jodeln« innerhalb des Schweizer Alpenclubs keine weiterführenden Diskussionen auslösten. In dem Selbstverständigungsorgan des SAC, den Jahrbüchern, finden sich in den Folgejahren jedenfalls keine weiteren Beiträge in Bezug auf Simmels Fragen.

War damit das »Jodel-Projekt« aufgegeben? Ein kritischer Hinweis auf Georg Simmels (unzutreffende) Deutung des Jodelns – wie im Übrigen auch eine Absage an die unter anderem von H. Sczadowksy vertretene Auffassung des Jodelns als gebirgsspezifischer Ausdrucksweise – findet sich bei Walter Wiora in dessen Ausführungen zum »Jodeln«. ¹² Anhand dieses Verweises stößt man dann auch in der »Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft« von 1882 auf einen Aufsatz Georg Simmels, in dem dieser psychologische und ethnologisch-anthropologische Reflexionen zur Entstehung und kulturellen Überformung der Musik anstellt. ¹³

In dieser vielleicht nicht streng »durchkomponierten«, mit zahlreichen ethnologischen Beispielen gespickten und nicht immer vollständig ausformulierten Abhandlung verfolgt Georg Simmel im Gegensatz zum Mainstream ¹⁴ das Ziel, die menschlichen Lautmalereien – den Gesang – als Folge (und nicht als Voraussetzung) der menschlichen Sprachentwicklung nachzuweisen. Phylogenetisch, so Georg Simmels hier entfaltete Argumentation, drücken die vokalen Intonationen eine durch Gemütsbewegung gesteigerte Sprache aus. Griffen am Anfang der Entwicklung die Menschen zur Entäußerung dieser Affekte auf Gebärden und Schreie zurück, so bilde die Sprache eine differenzierte Ausdrucksmöglichkeit, die für den Menschen unhin-

tergebar sei. In den folgenden Abschnitten¹⁵ entwirft Georg Simmel den Differenzierungsprozess der Musik als eine sich zunehmend entfaltende Artikulationsmöglichkeit auf vokaler wie auch instrumentaler Ebene. Auch wenn die Ausdrucksformen sich in der gattungsgeschichtlichen Entwicklung veränderten, bleibe die Funktion der Musik die Affektabfuhr. Dabei löst die Kunstmusik eine ursprüngliche Naturmusik sukzessive ab. Als Kunstform werfe die Musik ihren naturwüchsigen Charakter ab und erfahre eine Objektivierung, da sie hier ein ästhetisierendes Bild der Gefühlswelt in je spezifischen historischen und regionalen Konstellationen entfalte. Im Zusammenhang dieser Argumentation nimmt das Jodeln eine spezifische, weiter unten nachzuzeichnende Stellung ein.

Pikanterweise handelt es sich bei dieser Publikation um einen unvollständigen oder überarbeiteten Abdruck der ersten von Georg Simmel im Dezember 1880 eingereichten Dissertation, die von den zuständigen Gutachtern jedoch abgelehnt wurde.¹⁶

Im Kontext dieser Forschungsarbeit entdeckte Georg Simmel den Problemkreis des Jodelns. Diesem wird im Zusammenhang dieses Beitrages im Weiteren nachgegangen – zunächst vermittels einer kurzen Betrachtung der Problemstellung, darauf folgend des Frageleitfadens und im Anschluss daran über eine Würdigung der Simmel'schen Erkenntnisse wie auch einer Auswertung der von der Verfasserin initiierten Befragung von Jodlern und Jodlerinnen, die 2003 in Anlehnung an die »Fragen über das Jodeln« durchgeführt wurde.

»Im Anfang war das Wort«¹⁷ – Die Problemstellung

Aus heutiger Sicht mag sich die Brisanz der Kontroverse, die Georg Simmel mit seinen Überlegungen zu den Ursprüngen und kulturellen Überformungsprozessen der Musik anstieß, nicht unmittelbar eröffnen. In seiner Gedankenführung setzt er der Position Charles Darwins, der die menschliche Sprache als Ergebnis der Ausdifferenzierung animalischer und mensch-

licher Lautmalereien ansieht, die Auffassung entgegen, dass sich der Gesang – eine vokal intonierte Abfolge von melodiös getragenen, sinnhaften Wortfolgen mit der Funktion der Affektabfuhr – aus der sprachlichen Kommunikation entwickelt. Die Kontroverse dreht sich also um die Frage, was gattungsgeschichtlich die erste Tat war: Am Anfang stand der Gesang? Oder, so die letztinstanzliche Argumentation von Georg Simmel: Am Anfang war das Wort?

Für seine Position findet Georg Simmel gute Gründe: Der Mensch, spontan in Angst und Schrecken versetzt, finde nicht zu einem Lied, sondern zu einem unartikulierten Schrei. Erst auf einer höheren Stufe der Bearbeitung von Gemütsbewegungen beginnt der – bereits sprechende und auch dadurch kommunizierende – Mensch mit vokalen Lautmalereien. Wie aber verhält es sich mit vokalen Lautmalereien, die keinen Inhalt wie das Lied transportieren, die auf einer von einer Melodie getragenen Silbenfolge bar jeden Inhaltes basieren? Beispiele für textferne Intonationen mag es vielfältige geben. Das Jodeln ist ein in herausragender Weise geeignetes hierfür. Das »jo-hol-di-o-u-ri-a« des Jodlers transportiert eine Stimmung, nicht jedoch eine inhaltlich eindeutige Botschaft.

In seiner Beweisführung gerät Georg Simmel mit dem Phänomen des Jodelns sogleich in einen argumentativen Notstand. Was ist das Jodeln? Welcher musikalischen Form lässt sich dieser textlose Gesang subsumieren? Welche Inhalte transportiert er? In dem Interesse, seine These zu schärfen, greift er zunächst ein von Heymann Steinthal¹⁸ vorgebrachtes Argument auf: Die instinktgebundene Artikulation der Tiere, Ausdruck für Lustgefühle unterschiedlichsten Ursprungs, entspreche nicht der menschlichen Sprache, sondern »ganz genau dem unarticulierten, wortlosen Jodeln des Menschen« und diene vorzugsweise der Verständigung zwischen den Geschlechtern.¹⁹ Diese Darlegung entlässt Georg Simmel jedoch nicht aus seinem Dilemma, den textlosen Gesang, das Jodeln, innerhalb der Musik einzu-

ordnen. Zweifel bleiben ihm darüber hinaus bei der Funktionszuweisung des Jodelns, wie sie von Heymann Steinthal zusammenfassend angeführt wird: als einer Bestimmung sexueller Werbung. Um sich in eine Position argumentativer Stärke zu bringen, muss er diesem Problemkreis mittels eigener empirischer Untersuchung nachgehen. Er entwirft und verschickt die »Fragen über das Jodeln«, deren Beantwortung er sich im letzten Kapitel seiner Untersuchung vornimmt.

»Jodeln auch Frauen?«²⁰ – Die Fragen

Um sich der Aufklärung des Problems zu nähern, ob es sich beim Jodeln um eine naturwüchsige oder eine kulturgebundene Erscheinung handele, überstellt Georg Simmel an den Schweizer Alpenclub einen 15 Fragen umfassenden Fragebogen. Ihm ist durchaus bewusst, dass es sich bei diesem um einen unvollständigen Katalog handeln könne, denn er fordert in seinen einleitenden Worten nicht nur zu einer ausführlichen Beantwortung der von ihm angesprochenen Themen auf, sondern bittet auch um die Angabe weiterführender Literatur sowie auf Hinweise in Bezug auf von ihm übersehene Problemkreise, um »der merkwürdigen Erscheinung des Jodelns in der Geschichte der menschlichen Empfindungsäußerungen den gebührenden Platz anweisen« zu können.²¹

Im Wesentlichen entfaltet er seine Fragen entlang dreier Themenfelder. Das erste befasst sich mit dem Ausloten von Differenzen:²² Finden sich in der Ausgestaltung des Jodlers lokale, regionale oder topographische Unterschiede? Können geschlechterspezifische Besonderheiten ausgemacht werden? Der Motivationslagerung geht er mit einem zweiten Fragenbündel nach.²³ Dabei unterscheidet er zwischen einer externen Veranlassung – zu denken wäre an die breite Palette zwischen Naturereignis und einer Kulturveranstaltung wie beispielsweise einem Volksfest –, die den Jodler hervor treibt, und einer intrinsischen Motivation, die aus Gründen der Affektabfuhr er-

folgt und ganz unterschiedlichen Antrieben – Lustprinzip, Gewohnheit oder Ehrgeiz – geschuldet ist. Schließlich widmet er der Funktion des Jodelns eine dritte Gruppe von Fragen.²⁴ Dient das Jodeln der Verständigung, beispielsweise auch einem (vielleicht einseitigen) Werben um das andere Geschlecht, oder stellt es lediglich einen unwillkürlichen Reflex dar? Die restlichen Fragen können nicht so eindeutig einem dieser hier kurz zusammengefassten Themenkomplexe zugeordnet werden, und beziehen sich auf die lebensalterliche Verortung des Jodelns in der Alltagspraxis²⁵, die Frage der Grenzziehung zwischen dem gesprochenen Wort und dem Jodler²⁶, die der kulturhistorischen Perspektive auf das Jodeln²⁷ und die nach einem dem Jodeln äquivalenten lautmalerischen Ausdruck außerhalb des Gebirges²⁸.

Georg Simmel erhält auf seine Fragen Antworten. Ob diese seinem theoretischen Problem, das Jodeln einzuordnen, Abhilfe verschaffen, wird im Folgenden nachgezeichnet.

**»Je vereinsamer der Bergbewohner ist,
um so ungekünstelter ist sein Jodeln«²⁹ – Die Antworten**

Da Georg Simmel nicht auf einschlägige Literatur über das Jodeln zurückgreifen konnte, publizierte er nicht nur im Jahrbuch des SAC, sondern auch noch in weiteren Journalen seine »Fragen über die Natur des Jodelns«.³⁰ Die Ergebnisse seiner Umfrage warfen aufgrund ihrer widersprüchlichen Botschaften jedoch mehr Fragen auf, als dass sie ein Verständnis des Jodelns hervorbrachten. Immerhin ermöglichten ihm die Zuschriften, den Jodler an sich in seiner Charakteristik zu fassen: »Der Jodler besteht aus einer ziemlich kurzen Reihenfolge von, ohne Unterlage von Worten sondern nur von einzelnen Buchstaben, fast nur Vocalen, hervorgebrachten Tönen, an der das Charakteristische ein fortwährendes Abwechseln zwischen Brust- und Kopfstimme, mit Uebersprungung des Falsetts ist.«³¹ Seine Interpretation, das »Protoplasma des Jodelns«, also die Substanz

des Jodelns, im »Ueberschnappen der sprechenden Stimme im Affect oder bei sonstiger heftiger Anstrengung derselben« zu sehen, veranlasst ihn dazu, das Jodeln nicht dem Gesang zuzurechnen.³² Er plausibilisiert seine These mit Überlegungen des »gesunden Menschenverstandes«: Nachgewiesen scheint ihm, dass das Jodeln eine dem Alpenraum typische und nur dort vorkommende Artikulationsform sei.³³ Dort diene sie der Täler übergreifenden Verständigung, was zu einer permanenten Überanstrengung der Atmungsorgane führe. Dies münde in einem Überschlagen der Stimme, woraus sich folgern lasse, »dass der Jodler ursprünglich nichts anderes ist, als ein zur Kopfstimme umgeschlagener Schrei.«³⁴ Das regelmäßige und häufige Vorkommen des Jodlers habe in der Folgezeit zu einer kulturellen Veralltäglichung geführt und so die Kunstform des Jodelns evoziert. Diese Überlegungen sieht Georg Simmel dadurch gestützt, dass die Situierung eines Jodlers am Ende eines Liedes genau der Form entspreche, bei der im Volksliedgut anderer Kulturen am Ende des Gesanges »mehr oder weniger artikuliert Schreie« folgten.³⁵

Der These, dass der Jodler motivational der sexuellen Werbung und Befriedigung diene, kann Georg Simmel aufgrund der Materiallage der Antworten nicht zustimmen. Denn dies könne zweierlei nicht erklären: erstens, warum der Jodler nur in regional abgegrenzten Räumen vorfindbar sei, zweitens, warum das Jodeln bereits in der Latenzphase, also vor der Pubertät, praktiziert werde. Sollte das Jodeln eine geschlechterspezifische Konnotation im Sinne eines wechselseitigen Umwerbens haben, so Georg Simmel auf der Grundlage der eingereichten Antworten, sei dies in seiner Lautgestaltung nicht zu unterscheiden von der allgemeineren Funktion der Verständigung.

Georg Simmel hält an seiner Ausgangsthese fest: »Es gibt keinen Gesang auf primitiven Entwicklungsstufen, der wortlos wäre – während für den Jodler eben das Charakteristische ist, dass er Worte ausschließt.«³⁶

Und im Umkehrschluss: Wer den Ursprüngen des Jodelns auf die Spur kommen wolle, also dem Jodeln jenseits kultureller Überformungspraktiken, der muss den Eremiten unter den Bergbewohnern finden, wie er in der Überschrift zu diesem Kapitel zitiert ist.

Ohne Kenntnis der im Vorangegangenen entwickelten Rekonstruktionen über die naturwüchsigen Ursprünge des Jodelns und dessen kulturellen Überformungspraktiken, quasi vollkommen naiv mit Georg Simmels »Fragen über das Jodeln«³⁷ unter dem Arm, unternahm es die Verfasserin dieses Beitrages, dessen Fragenkatalog an praktizierenden Jodlern und Jodlerinnen auf seine Tauglichkeit hin zu prüfen.³⁸ Als Experten und Expertin werden im Folgenden drei Personen zu Wort kommen, die alle in Jodelclubs aktiv sind: Urs Stägger, 72 Jahre, dem Jodeln schon als »ganz junger Bursche« verbunden; Beata Furrer, 38 Jahre, über das sing- und jodelfreudige Elternhaus mit einem Gesangverein in Kontakt gekommen; und Bruno Gerber, 21 Jahre, über die Animation Gleichaltriger in seinem Heimatort aktiv an der Gründung und Aufrechterhaltung eines Jodelgesangvereins beteiligt. Gemeinsam sind ihnen dabei nicht nur die Jodelpraxis und ihr Engagement in einem lokalen Gesangverein, sondern auch ihre lebenspraktische Einbindung in kleineren Gemeinden des Berner Oberlandes. So kann es nicht überraschen, dass sie zu keinem Zeitpunkt den Jodelgesang als musikalische Ausdrucksform in Frage stellen, und damit die Grundintention der Simmel'schen »Fragen über das Jodeln« ins Leere laufen lassen. Einige der Fragen, wie zum Beispiel, ob »die Höhe des Wohnortes eine Verschiedenheit im Jodeln mit sich bringt«,³⁹ lösen eher Heiterkeit aus und werden zurückgewiesen. Für Urs Stägger, Beate Furrer und Bruno Gerber ist das Jodeln eine kulturelle Praxis, die regional verschiedenartig ausgestaltet ist⁴⁰ und mit jeweils unterschiedlichen Motivationen ausgeübt und mit differenten Bedeutungsgehalten angereichert wird.

Urs Stäger benennt zwei Auslöser, die ihn zum Singen und in einen Jodelclub führten: Aufgewachsen in einer Zeit, in der es der Arbeit viel, massenmedialer Ablenkung hingegen wenig gab, gehörte in seinem familiären Kontext das mehrstimmig gesungene Lied ebenso zum Alltag⁴¹, wie die sportliche Betätigung beim Hornuß eine geregelte Aktivität jenseits der Arbeit darstellte. Aus den Reihen des Hornußervereins wurde der Sing- und Jodelkreis gegründet, dem Urs Stäger nach Abschluss seiner Schulzeit beitrug. Die Jahrzehnte währende aktive Mitgliedschaft in diesem Kreis und die damit verbundenen öffentlichen Aufführungen und Teilnahmen an Wettbewerben, lassen ihn auf die Frage nach den äußeren Anlässen zum Jodeln zuvorderst an die Vereinsauftritte denken. Dies und, als quasi intrinsisches Pendant, das Bemühen, die Präsentationen auch erfolgreich zu gestalten und deswegen mit einem gewissen Ehrgeiz sich bei den Proben einzubringen, stellen für Urs Stäger die Hauptmotive zum Jodeln dar.

Neben diesem der Rationalität der Konkurrenz geschuldeten Movens zum Jodeln evoziert die Frage nach affektiven Gründen eine Antwort, die das ästhetische, das Gefühl bereichernde Moment des Jodelns in den Vordergrund rückt:

Aber eben gerade das, was ich schon vorher gesagt habe, als der Vater und ich beim ›Bure‹ gesungen haben, einer ist im Stall gewesen, der andere vielleicht in der Bühne oben und dann hat es einen Jutz gegeben, der heißt Echojodel, (...) und das sind schon ›gäng‹ Frage und Antwort, ja (singt einige Töne) ›när‹ der andere (singt wieder einige Töne) fast ein bisschen als Echo, oder und so geht es ›gäng‹ hin und her. Aber, gut ich habe persönlich ›gäng‹ noch Freude, wenn man an einem solchen Ort singt, aber draußen muss das natürlich sein, wo es ›när‹ drüben Echo gibt. Das ist schon noch für mich etwas Schönes.

Den Bedeutungsgehalt des Jodelns erläutert Urs Stäger, dem Frageleitfaden folgend, auf drei Ebenen: Ursprünglich, das heißt in einer kulturhistorischen Perspektive, stellte der Jodler

ein Kommunikationsmedium über die jeweiligen Befindlichkeiten der Alpenbewohner dar, dessen Sinngehalt aufgrund des Siegeszuges der Kulturindustrie jedoch unterdessen verwischt sei.⁴² Der Umwerbung des anderen Geschlechts sei der Jodel kein verlässlicher Kumpane, da eher der textunterlegte Gesang einer Annäherung der Geschlechter diene.⁴³ Unbestreitbar scheint Urs Stäger jedoch, dass der jodelnde Gesang eine gefühlsbetonte, sprachlos bleibende Naturerfahrung auszudrücken in der Lage ist:

Ich habe mal ein so wunderschönes Erlebnis gehabt auf der Eschlenalp oben. (...) Das ist im Herbst gewesen, die ganze Weid ist voll Vieh gewesen noch, und wir haben dort den ehemaligen Käser (...) gefeiert mit fünfundsiebzig jährig. Er hat von allem nichts gewusst, (...) dass wir kommen ›cho‹ singen und ›när‹ sind wir eben mit einem Lied ›cho z'laufen‹ gegen diesen Dings zu und ›när‹ sind die Gusti und die Kühe alle auch ›cho z'seckle‹ dort ›desoben ache‹, das hat gebimmelt und gemacht, die ganze Weide und sind dort ›cho‹ schauen so, was da passiert und (...) man hat noch gerade ein Lied gewählt gehabt, wo dann nicht besser hätte können passen (...) und da könnte einem schon fast das Augenwasser kommen, manchmal so in solchen Momenten, so ja doch.

Der Weg von Beata Furrer zum Jodeln ist dem von Urs Stäger nicht ganz unähnlich. Auch sie entstammt einem den Gesang praktizierenden Haushalt, wobei hier das gemeinsame Singen nicht die Feldarbeit begleitete, sondern einen Ausdruck kontemplativer Vergemeinschaftung darstellte. Bevor sie selbst einem Jodelverein beitrifft, nimmt Beata Furrer in professionalisierender Absicht Unterricht bei einer bekannten Jodellehrerin. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass sie die externen Anstöße zum Jodeln in kulturellen Anlässen sieht: »Also einfach wenn man zusammen hockt, ein Fest hat, ohne etwas kann man einfach mit einer Stimme, mit Stimmen, ein paar zusammen hocken und irgendwie einfach schöne Lieder singen und das ist etwas vom Schönsten.« Wie Urs Stäger ist

auch sie über Ehrgeiz motiviert, die eigenen Leistungen beim Jodeln zu verbessern, um bei kantonalen oder eidgenössischen Jodlerfesten mit ihrem Verein bestmöglich abzuschneiden.⁴⁴ Aber auch bei Beata Furrer ist dies nur die eine Seite. Auch sie betont ein über den konkurrenten Vergleich hinauschießendes Motiv, das in solidarischer Vergemeinschaftung und ästhetischem Genuss liegt:

Das ist das Schönste, eben, wenn man einfach irgendwo an einem Fest ist, oder, einfach es kann lustig haben und ›när‹ plötzlich fängt jemand an zu singen. Andere helfen gleich mitziehen, und, das ist sehr schön. Einfach so, aus nichts raus. Das braucht nicht, eben, eine Riesensache, das braucht nicht Instrumente, das braucht nicht eine Riesenanlage für solches Zeug, das ist, eben, wirklich etwas sehr Schönes.

Die Sinnstiftung des Jodelns liegt für Beata Furrer in einer individuellen Sinnenfreude⁴⁵ wie auch einem kollektiv getragenen Gemeinschaftsgefühl.⁴⁶ Auch für sie vermittelt das Jodeln einen Ausdruck, der die unmittelbare Naturerfahrung beschwört, die anderweitig nicht herzustellen wäre. Im Jodeln realisiert sich die Identität des Menschen mit der Natur:

In den Bergen ist es schon schöner, irgendwie, ja dort hat man halt auch einfach, ist die Ruhe und, und das ganze, eben diese Lieder, die wir singen, die haben ja viel eben mit der Natur zu tun und mit den Bergen und den Tieren und so, da muss ich sagen, wir gehen nächsten Mittwoch gerade nach Mattenberg ›go‹ singen, das ist eine Alp, wo sie Kühe haben durch den Sommer durch, und wenn wir dort oben sind, ist das ganz anders, das ist ganz ein anderes Gefühl, dann stehen wir draußen und schauen dort und singen dort, ja irgendwie hat man schon das Gefühl, doch, das *ist*, das ist jetzt etwas (lacht) , (...), das ist schon viel schöner, eben, weil man einfach auch mit der Natur zusammen ist und so, einfach ›nach‹ an der Natur und eben, weil die Worte einfach auch, es passt ›när‹ alles zusammen. Einfach die Worte und alles stimmig, doch da habe ich schon das Gefühl, dass das in den Bergen schon noch so ein bisschen mehr zum Ausdruck kommt, was wir dann auch singen.

Der jüngste der Befragten, Bruno Gerber, findet zum Jodeln über seine Peers. Hier herrscht Teamgeist, hier findet sich eine Gruppe Gleichgesinnter zusammen.⁴⁷ Seine Haltung gegenüber dem Jodeln hat einen wissenschaftlich-systematisierenden Aspekt.⁴⁸ Eine Sache ist, den Jodler in seiner Gestaltform und seiner auch regionalen Spezifik zu begreifen, also quasi distanziert und aus einer Position der Rationalität heraus, eine andere, die eigene Motivation zu begründen, sich aktiv in das Feld der Jodelclubs zu begeben: Hier steht als eigentlicher Beweggrund der persönliche Lustgewinn und die affektive Vergemeinschaftung im Vordergrund.⁴⁹

In einer kulturhistorischen Perspektive kann sich Bruno Gerber durchaus vorstellen, dass das Jodeln seinen sinnstiftenden Ursprung in einer wortlosen Kommunikation fand: »Ja, vielleicht ist es die Idee gewesen, hat man die Kühe herum gejagt und ›när‹ hat es eine Melodie gegeben und ›när‹ haben die angefangen zu singen So ist vielleicht der Jodel entstanden, ich weiß das nicht, das weiß ich nicht ›söfu‹ genau, aber ich kann es mir gut vorstellen, ›emu‹, wenn man eine Kuh tut jagen hoi hoi und Zeug.« Selbstverständlich ist für ihn, dass dem Jodeln ursprünglich eine nachbarschaftliche Bedeutung beizumessen ist,⁵⁰ jedenfalls heute nicht mehr eine des Geschlechterspiels.⁵¹ Für ihn existiert keine Naturgebundenheit des Anlasses oder der Stimmung zum Jodeln.⁵² Auch wenn er sieht, dass diese Musikgattung in gegenwärtiger Zeit unter Legitimationszwang gerät, so prognostiziert er jedoch, dass deren den Zeitläufen adäquate Formadaptierung sie auch für die Zukunft attraktiv machen wird.⁵³ Dafür wird schon die affektgebundene, vergemeinschaftende Universalität des Jodelgesangs sorgen:

Manchmal, wenn man jetzt da beim einen Lied, eben auch bei diesem ›Beichlijutz‹, da nehme ich eine Stimme und der Kollege nimmt die Überstimme (...) und ›när‹ tut es mir ›gäng‹ grad die Hühnerhaut ›förejage‹ irgendwie imponiert mir, wenn es so

tönt, es schaudert mich fast einfach weil es gut tönt, also, es ist eben ein Gefühlsausdruck (...) und das sagen die andern auch.

Nachhall

Käme ein engagierter, junger, wild entschlossener Mensch zur Besprechung eines Themas seiner wissenschaftlichen Abschlussarbeit in meine Sprechstunde, und wäre sein Projektvorschlag »Das Jodeln als historisches und gegenwärtiges Phänomen zwischen Natur und Kultur«, so würde ich ihn dahingehend, auch unter Anwendung von sanftem Zwang, beraten, das Erkenntnisinteresse und die Fragestellung nicht nur sauber voneinander zu scheiden, sondern auch auszuformulieren, welchem Problem er auf der Spur sei. Die Kulturbedeutung des Jodelns scheint mir nach der eigenen Beschäftigung mit dem von Georg Simmel angestoßenen Fragenkatalog eine durchaus interessante Erscheinung. Sie erschließt sich nach meinen unterdessen gesammelten Erfahrungen jedoch nur schwer über diesen eng geführten Fragenkatalog von Georg Simmel.

In Bezug auf das Jodeln, inzwischen als Lautmalerei mir durchaus vertraut, scheint mir die vornehme Befremdung des Geheimrates aus Weimar nachvollziehbar, oder, wie Goethe an Zelter in der Aussicht auf den Besuch eines Jodel-Konzerts schreibt: »Ich will mir doch jene Lieder vorsingen lassen, obgleich ich das beliebte Jodeln nur im Freyen oder in großen Räumen erträglich finde.«⁵⁴ Der Herr Geheimrat mag als Tourist die Chance des Entschwindens während des Vortrages genutzt haben oder auch nicht. Wer aber das Jodeln in seiner Kulturbedeutung verstehen möchte, der muss sich vor Ort als teilnehmender Beobachter einrichten und die von Georg Simmel formulierte Position des Fremden einnehmen: »Es ist hier also der Fremde nicht in dem vielfach berühmten Sinne gemeint, als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt.«⁵⁵

1 H. Sczadrowsky, »Nationaler Gesang bei den Alpenbewohnern«, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, 1, 1864, Faksimile-Nachdruck, Zürich 1979, S. 504–526, S. 504.

2 Georg Simmel, »An den SAC: Fragen über das Jodeln«, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenclub, 14, 1879, S. 552–554. Wiederabdruck in: Liber. Internationales Jahrbuch für Literatur und Kultur, 2, 1998, S. 117–118.

Einer frühen Idee der Professionalisierung des Tourismus verdankte sich die Gründung des Schweizerischen Alpenclubs (SAC). Dieser wurde im April 1863 im Restaurant des Bahnhofs in Olten als eine helvetische Antwort auf den englischen *Alpine Club* mit seinen »kühne(n) Bergfahrten und interessante(n) Publikationen« (A.R. »I. Chronik des Clubs«, in: Jahrbuch SAC 1864, wie Anm. 1, S. 3–13, S. 3) sowie dem in der Gründungsphase befindlichen *Oesterreichischen Alpenverein* unter der Beteiligung von 35 »Berg- und Gletscherfahrer(n)« (ebd. S. 3) aus 9 Kantonen konstituiert. Der SAC verfolgte das Ziel, »zu Dufour's topographischem Atlas, einen lebendigen Kommentar zu liefern« (ebd. S. 11). Zu diesem Behufe organisierten die kantonalen Sektionen wie auch die Dachorganisation Expeditionen, deren Eindrücke im Jahrbuch des SAC ebenso zu veröffentlichen seien, wie dort auch Berichte über das Clubleben, Abhandlungen die Bergwelt betreffend und kleinere Mitteilungen abgebildet werden sollten, »um die Zauber der Alpenwelt zu enthüllen und zuletzt jene Fluth von jährlichen Besuchern heranzuziehen, aus der mancher bis dahin in Vergessenheit gestandenen Thalschaft der heutige Wohlstand erblühte.« (ebd. S. 10)

3 Vgl. hierzu Werner Jung, Georg Simmel zur Einführung, Hamburg 1990, S. 11–29.

4 Jahrbuch SAC 1879, wie Anm. 2, S. 519–527.

5 Ebd., S. 527–538.

6 Ebd., S. 541–546.

7 Über H. Sczadrowsky konnten nur spärliche Informationen gewonnen werden. In der Datenbank *ClassiX*, in der Komponisten und Werke der Klassik dokumentiert sind, wird ein Heinrich Sczadrowsky (1828–1878), synonym mit Heinrich Schade, als Komponist ohne nähere Werkangaben aufgeführt (www.subito.biblio.etcs.tu-bs.de). Wiederholt tritt er als Autor in den Jahrbüchern des SAC in Erscheinung, so neben dem oben erwähnten Aufsatz z.B. mit seinem Beitrag »Die Musik und die tonerzeugenden Instrumente der Alpenbewohner« (Jahrbuch SAC, 4, 1868, S. 275–352), in dem er u.a. über die orchestrale Bedeutung und Einsatzmöglichkeiten der Sackpfeifen räsoniert. Darüber hinaus weist das St. Galler Tagblatt vom 21. November 2006 in einem Beitrag auf eine denkwürdige Tradition des Konzertvereins St. Gallen hin: 1855 hatte eine Initiative zweier »Musikliebhaber« den Stein ins Rollen gebracht, in der Wintersaison eine zwölf Sinfoniekonzerte umfassende Veranstaltungsreihe nach dem Vorbild des Leipziger Gewandhauses ins Leben zu rufen. Hierfür engagierten die Initianten »eine eigene Kapelle« und ausgewählte »vorzüglichste Dilettanten«. Im Folgejahr, 1856, wurde unter Leitung des St. Galler Musik-

direktors, Heinrich Sczadrowsky – vermutlich jenem hier gesuchten Komponisten – ein Konzert durchgeführt, das von dem wegen politischer Umtriebe aus Dresden geflohenen, im Züricher Exil lebenden Richard Wagner und dem in Dresden wirkenden Franz Liszt dirigiert wurde. Dem »wackren jungen Director«, Heinrich Sczadrowsky, rief das »Tagblatt« in seiner Konzertzvorschau 1856 ein »herzliches »Glück auf« zu (vgl. »Dank der »hochherzigen Direction«, in: St. Galler Tagblatt, 21. November 2006).

8 Sczadrowsky, Nationaler Gesang, wie Anm. 1, S. 507.

9 Sczadrowsky, Nationaler Gesang, wie Anm. 1, S. 511. Den Jodler bestimmt der Autor im Gegensatz zu dem gesanglichen Teil des Liedes als spezifisch den Lebensbedingungen der Bergwelt geschuldet, da den Bergbewohnern »der Jodler bei ihren Einzelbeschäftigungen als ein auch für den Einzelnen abgeschlossenes Ganze vollkommen genügen kann. Für diesen wissen sie in ihren Gebirgslokalitäten genau alle Stellen, die ein Echo erzeugen, und namentlich sind hierin die Gaisbuben unermüdlige und gewissermassen unersättliche Echo-wecker.« (ebd. S. 518)

10 Sczadrowsky, Gesang, wie Anm. 1, S. 516.

11 Sczadrowsky, Gesang, wie Anm. 1, S. 511.

12 Walter Wiora, »Jodeln«, in: Friedrich Blume (Hg.), Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, Bd. 7, Kassel 1958, S. 73–79. Der Musikwissenschaftler Walter Wiora (1906–1997), langjähriger Leiter des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg i. Br., ab 1958 Lehrstuhlinhaber an den Universitäten Kiel und später Saarbrücken, widmete in historischer, systematischer und methodischer Weise sein Augenmerk insbesondere dem Volkslied, das ihm als typisches Beispiel für die Mannigfaltigkeit, die Differenzen und Gemeinsamkeiten der »Stimmen der Völker« galt. Vgl. Christoph-Hellmut Mahling, »Walter Wiora (1906–1997)«, in: Otto Holzappel et al. (Hg.), Jahrbuch für Volksliedforschung, 42, 1997, S. 116–117.

13 Georg Simmel, »Psychologische und ethnologische Studien über Musik«, in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, 13, 1882, S. 261–305.

14 Als Beleg für diesen Mainstream zitiert Georg Simmel in der Eingangssequenz Charles Darwin, vgl. Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 261f.

15 Formal weist der Aufsatz insgesamt 18 Abschnitte auf, wobei Abschnitt 16 – vielleicht aufgrund von Kürzungen – in dem publizierten Artikel nicht vorhanden ist. Vgl. Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 299f.

16 Die Pikanterie bezieht sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Überlegungen im Eigentlichen weniger auf die Einbettung der »Fragen über das Jodeln« in eine abgewiesene Abschlussarbeit, als vor allem darauf, dass der Verfasserin ursprünglich dekontextualisiert übermittelte »Forschungsauftrag« auch ohne die oben ausgeführten Suchbewegungen schon viel eher hätte eingebettet werden können. Wäre die Autorin dieses Beitrages nicht in einer unendlich langen Bewegung, also quasi in dem Genuss einer »allmählichen Verfertigung der Gedanken« eben nicht beim Reden, sondern Schreiben, auf das nahe Liegende ge-

stoßen, dann hätte sie die Simmel'sche Gesamtausgabe vorab systematisch konsultiert und wäre nicht nur bereits im Band I sowohl auf die »Fragen über das Jodeln« und die »Psychologischen und ethnologischen Studien über Musik« gestoßen, sondern hätte auch die editorischen Anmerkungen von Claus Christian Köhnke in Bezug auf die Hintergründe der abgewiesenen Dissertation zur Kenntnis nehmen können. Vgl. Georg Simmel, »Psychologische und ethnologische Studien über Musik«, ders.: »Anhang: Fragen über das Jodeln«, sowie Klaus Christian Köhnke, »Editorische Notiz«, in: Georg Simmel, Gesamtausgabe, Band I, hg. von Klaus Christian Köhnke, Frankfurt am Main 1999, S. 45–87, S. 88–89, S. 443–457.

17 »Das Evangelium nach Johannes«, Vers 1/1, in: Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.), Die Bibel. Nach der Übersetzung Martin Luthers, Neues Testament, Stuttgart 1999, S. 107.

18 Heymann (Heinrich) Steinthal (1823–1899), Sprachwissenschaftler, dem trotz viel beachteter vergleichender Sprachstudien eine ordentliche Professur versagt blieb, gründete mit Moritz Lazarus 1860 die »Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft«, in der auch der Beitrag von Georg Simmel über die Musik erschien. Das Ziel dieser Zeitschrift bestand darin, die Sprachwissenschaft disziplinar in der Psychologie zu verorten. Über die Erforschung der einzelnen Sprachen könne auf die spezifische Mentalität der jeweiligen Bevölkerung geschlossen werden und so eine zwischen Ethnologie, Ethnographie und Psychologie angesiedelte »Völkerpsychologie« begründet werden. Vgl. Michael Holzmann, »Steinthal«, in: Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 54, Berlin 1908, S. 467–474.

19 Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 262.

20 Simmel, Fragen, wie Anm. 2, S. 554.

21 Ebd., S. 552.

22 Siehe hierzu die Fragen 2, 3, 4 und 12, in: ebd., S. 553f.

23 Siehe hierzu die Fragen 6, 9, 11 und 13, in: ebd., S. 553f.

24 Siehe hierzu die Fragen 7, 8, und 10, in: ebd., S. 554.

25 »1) Von welchem Lebensalter an und bis zu welchem jodeln die Bergbewohner?« (Ebd., S. 552)

26 »5) In welchem Verhältnis steht das gesprochene Wort zum Jodler?« (Ebd., S. 553)

27 »14) Ist etwa im Lauf der Zeit eine allgemeine Abnahme im Jodeln bemerkbar?« (Ebd., 554)

28 »15) Ist etwas dem Jodeln Identisches oder auch nur Analoges im flachen Lande, überhaupt ausserhalb der Alpen bemerkt worden?« (Ebd., S. 554)

29 Georg Simmel zitiert hier aus einem Bericht, der ihm auf seine »Fragen über das Jodeln« von einem von ihm nicht näher bezeichneten Experten gestellt wurde. Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 304f.

30 Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 303. Wie Georg Simmel in einer Fußnote

bemerkt, existiert nur »ein kleiner Bericht von Sieber im ›Echo«, 1852, ... – wertlos« (ebd., S. 303). Hiermit kann die weiter oben geäußerte Vermutung, Georg Simmel sei über den Aufsatz von H. Sczadrowsky veranlasst worden, sich näher mit dem Komplex des Jodelns auseinanderzusetzen, verworfen werden.

31 Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 303.

32 Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 303. Walter Wiora hält dies allerdings für eine eklatante Fehleinschätzung Simmels. Vgl. Wiora, Jodeln, wie Anm. 12, S. 73.

33 Walter Wiora weist darauf hin, dass auch im 20. Jahrhundert eine noch verbreitete irrtümliche Annahme existiere, das Jodeln sei nur auf den Alpenraum beschränkt. Vgl. Wiora, Jodeln, wie Anm. 12, S. 74ff.

34 Simmel, Studien, wie Anm. 13, S. 303.

35 Ebd., S. 303.

36 Ebd., S. 304.

37 Vgl. Simmel, Fragen, wie Anm. 2.

38 Die Interviews, die entlang des Fragenkatalogs Georg Simmels in einer aktualisierten Alltagssprache stattfanden, wurden im Frühling 2003 durchgeführt. Selbstverständlich sind die persönlichen Angaben anonymisiert. Ich danke an dieser Stelle Daniela Wittwer und Martina Zehnder, Studentinnen am Institut für Lehrerinnen- und Lehrerbildung (ILLB) Spiez, Kanton und Universität Bern, herzlich für ihre sensible Übertragung der Inhalte des Fragebogens und die Ausführung der Befragungen. Die Interviews wurden in Mundart durchgeführt und bei der Transkription sanft in die deutsche Normsprache überführt. Ausdrucksformen, denen in der Normsprache keine adäquaten Redeweisen zur Verfügung stehen, werden in den folgenden Zitaten in halben Anführungszeichen aufgeführt.

39 Simmel, Fragen, wie Anm. 2, S. 553.

40 Die regionalen Differenzen beziehen sich auf variierende Tempi beim Jodler an sich, auf das Verhältnis von der Länge des Textteils zu der des Jodels und auf dialektgebundene Anpassungen des Liedtextes. Wenn Urs Stägger, Beate Furrer und Bruno Gerber über das Jodeln reden, dann meinen sie häufig das ganze zum Vortrag kommende Lied, also den Textteil und den angehängten oder vorangestellten Jodler.

41 »Zum Kirschen ablesen, zum Kartoffeln auflesen, dreistimmig gesungen, und das hört man nirgends mehr, oder, als ›när‹ die Massenmedien sind aufgekomen, da ist das ganz verloren gegangen, dass man da noch so singt, oder, im Stall, dann in der Bühne oben hat man einfach gesungen und einander gesanglich Antwort gegeben.« (Urs Stägger)

42 »Früher schon, das sind so von Alp zu Alp einander so Bescheid gegeben und dann haben sie auch eh draus können nehmen, ob es ihm gut geht oder ob es ihm nicht gut geht, oder, aber das ist ein bisschen verloren jetzt durch die Verkommerzialisierung.« (Urs Stägger)

43 »Hmm, da möchte ich jetzt schon eher sagen, kommt es auf das Singen darauf an.« (Urs Stägger)

44 »Man muss halt einfach auch ›gäng‹ ein bisschen üben, alle die singen, müssen die Stimme auch trainieren, weil sonst bringt man es nicht weiter oder ›emu‹ dann nicht besser, bleibt man ›gäng‹ auf dem gleichen Stand und ich möchte schon noch einfach ›gäng‹, das ist schon, schon der Ehrgeiz, der mich ein bisschen (lacht) packt, aber einfach auch das Freude haben daran.« (Beata Furrer)

45 »Als ich den Mario bekommen habe, mein zweites Kind, sind sie mir kommen singen in das Spital und das ist mega schön gewesen (lachend), da habe ich wirklich müssen ›grännen‹, da ist mir das Augenwasser gekommen, einfach weil es, eben sie haben ja auch schöne Lieder genommen und einfach weil es mir auch gut ist gegangen, weil die Geburt alles ist gut gegangen und so und ›när‹ sind die noch gekommen singen und das ist so schön gewesen.« (Beata Furrer)

46 »Also das Jodeln ist einfach eine Kameradschaft, ›eso‹, einfach wirklich, dass man einfach eben Kameraden sind, die einfach können zusammen stehen und so verschiedene Stimmen, vier Stimmen einfach können zusammen etwas ›härebrenge‹ und das ist unglaublich und das ist, das hat nichts mit Flirten zu tun, das ist einfach mit es ›gäbig‹ haben zusammen.« (Beata Furrer)

47 »Bin einundzwanzig und bin zum Jodeln gekommen von Kollegen die haben mich können überreden und ich bin mir bis heute nichts reuig. Und weil es mir einfach gefällt es gibt eh, es gibt ein Team fast, oder von Gleichgesinnten.« (Bruno Gerber)

48 »Das gibt es auf alle Fälle, im Oberland ist ja eben der ›Naturjutz‹ eigentlich (...) das Hauptding –thema und mit Liedern, im Emmental ist dann schon mehr nur Lieder (...) und auch ›Jütz‹, aber schon weniger, das ist noch am nächsten verwandt mit uns hier, aber eh, wenn man dann weiter geht in die Inner-schweiz, ins Appenzell, dann kommen dann die ›Trölerjutz‹.« (Bruno Gerber)

49 »Das ist die Lust eben zu jodeln, dass man kann jodeln. Und ›när‹ sicher, dass man den anderen kann zeigen, man kann jodeln, oder eben ›jutze‹. Aber nicht unbedingt besser zu sein als andere. Nein, weil wir haben jetzt auch bei uns im Jodlerclub, es gibt auch kantonale und eidgenössische Jodeltreffen und dort wird man eingestuft, wie stark dass man ist und (...) das ist klar, aber wir haben jetzt bei uns im Jodlerclub, wir wollen eher eben eine Kameradschaft pflegen, Freude rausbringen.« (Bruno Gerber)

50 »Früher ist das eben, das Jodeln eigentlich, da hat der Nachbar, haben sie einander salut gesagt, guten Morgen gesagt, oder weiß der, weiß nicht was alles.« (Bruno Gerber)

51 »Also, nicht ›eso‹ wie früher, glaube ich, gar nicht mehr das ist eher, da tut man zusammen singen und ›när‹ könnte es aufs Mal etwas geben, aber hää (be-lustigt) sonst glaube ich gar nicht. (...) Weil heutzutage, ja, (...) sind halt die Frauen, ich glaube nicht daran, dass gerade jede Freude hätte, also, wenn man sie tut anjodeln.« (Bruno Gerber)

52 »Das ist so, da kann man im Flachland singen wie in den Bergen. (...) Von

mir aus gesehen spielt es keine Rolle, wo ich bin für dass ich kann jodeln.« (Bruno Gerber)

53 »Die geht nicht mehr verloren, die kommt schon wieder, einfach in einem anderen Stil. (...) Und wir haben jetzt frische, die wir haben bekommen, oder, und wenn man da sieht, es ist ganz anders, die Stimmen sind anders geschrieben, es tönt anders, es ist einfach ein Wandel drin, wie in allem anderen auch.« (Bruno Gerber)

54 Goethe zit. nach Wiora, Jodeln, wie Anm. 12, S. 78.

55 Georg Simmel, »Exkurs über den Fremden«, in: ders., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Frankfurt am Main 1992, S. 264–771, S. 764.